

Nr. 50. Bromberg, den 8. März 1928.

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lu.

Roman von Ottwell Binns.

Sieben Jahre! Wie die Worte Shervingtons Ohr erreichten, schauderte er wieder; denn was mußten diese sieben Jahre dem Mann in diesem steinernen Kerker bedeutet haben, und er fragte sich, ob der Ärmste, der eine vor Jahren begangene Sünde auf so grausame Weise verbüßte, nicht schon halb wahnsinnig war.

„Ich weiß, wo die Kleine ist, mit der Ihr vor sieben Jahren aus Roffal geflohen seid. Um sie vor den Blumenbooten zu retten, gabt Ihr sie den Nonnen, damit sie auch eine Nonne aus ihr machen. Ich habe sie gesehen. Sie ist in der nächsten Lamaserie jenseits dieses Berges. Auf meinem Wege nach Schanghai zurück werde ich sie abholen, sei sie schon Nonne oder nicht. Einen Neffen habt Ihr auch, der mit ihr die Reise hierher machte. Dem werde ich jedoch nichts antun. Er wartet im Tale unten, nachdem er mir Euren Aufenthaltsort verraten hatte unter der Bedingung, daß er Euer Geld bekommt, sobald Eure Tochter verschwindet. Das ist sein Preis, und ich werde dafür sorgen, daß er ihn bekommt, da ich ein Ehrenmann und in Schanghai hochangesehen bin. Es wird mir eine Wonne sein, den Verräter mit dem Geld des Verratenen zu bezahlen."

Unheimliche Laute tönten aus der Hütte wie das Stöhnen eines Tieres, das Qualen leidet, dann hörte man Stards Stimme wieder:

„Ich hatte erst die Absicht, Euch zu töten, Elioth Craydon. Ich sagte Euch auch, auf welche Weise, aber jetzt habe ich es mir anders überlegt. Ich ahnte ja nichts von alledem, was ich jetzt weiß und es dünkt mich jetzt besser, Euch, heiliger Mann, weiter leben zu lassen, damit Ihr über das Schicksal Eurer beiden Töchter, an denen ich mich für meine kleine Mei-Li, die gebrochene Lilie, die man aus den schlammigen Wassern des Hwang-pu holte, rächen werde, nachdenken könnt. Es soll jetzt mein tägliches Gebet sein, daß Ihr lange leben möget, damit Ihr die Bitterkeit meiner Rache voll auskostet. — —"

Shervington sah seinen Freund an, und schweigend erhob er sich, um sich auf Stard zu stürzen. Der Tibetaner stand auch auf, aber beim Aufstehen glitt er aus und fiel geräuschvoll in den Schnee zurück. Ein erschreckter Ausruf kam von der anderen Seite der Hütte, und ohne abzuwarten, bis der Tibetaner sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte, eilte Nick nach der Stelle hin, wo sich Stard befand. Doch lief dieser bereits mit erstaunlicher Geschwindigkeit davon und war schon so weit fort, daß Shervington die Jagd nach ihm sofort aufgab. Als Nima-Tashi sich zu ihm gesellte, zeigte er ihm den noch laufenden Mann.

„Es nutzt nichts", sagte er. „Wir werden ihn nie einholen."

Der Tibetaner fluchte weidlich, während Shervington, ohne auf ihn oder den Davonjagenden zu achten, auf die Knie vor die Steinhütte fiel. Er spähte in eine schmale Ritze in der massiven Mauer der Hütte hinein. Ein schwaches Licht drang durch den Tunnel hindurch, der Schein der Öllampe, die es den Eremiten gestattet ist, zu brennen, damit sie bei deren Licht die heiligen Bücher lesen können. Nick konnte ein furchtbares Stöhnen und Wimmern hören und verzweifelt rief er hinein:

„Eliot Craydon . . . Eliot Craydon, hören Sie mich?"

Das Stöhnen hörte aber nicht auf, kein Zeichen drang zu ihm, daß der Eingekerkerte ihn gehört hatte. Wieder rief Shervington außer sich: „Craydon! Craydon! Um des Himmelswillen antworten Sie, wenn Sie mich hören!"

Noch immer blieb er ohne Antwort. Da kam ihm blitzartig der Gedanke, daß der Askete seit elf Jahren seine Muttersprache nicht gehört hatte, und daß er in den sieben furchtbaren Jahren hinter diesen Mauern sie vielleicht vergessen hatte. Da Stard Tibetanisch gesprochen hatte, versuchte er es mit dieser Sprache.

„Hören Sie mich? Hören Sie mich? Um Gottes willen antworten Sie mir!" Er horchte gespannt, aber es erfolgte keine Antwort. Aus dem Stöhnen wurde plötzlich ein Röcheln, und dann erfolgte eine so tiefe Stille, daß Nick seine eigenen Atemzüge hören konnte. Plötzlich stand er auf, und eine namenlose Trostlosigkeit lag in seinem Blick, als er nach der Lamaserie hinüberstarrte und an Janet Craydon dachte. Da hörte er Nima-Tashis Stimme neben sich.

„Hast du Antwort von dem weißen Lama erhalten?"

Nick schüttelte den Kopf. „Er wird keinem Menschen mehr antworten!"

„Er ist also tot!" rief der Tibetaner und fügte dann hinzu: „Es ist besser so, mein Freund. Wenn unser Lama herausgekommen wäre — hätte die Dame die Flucht vor ihm ergriffen. Als ich ein Lama war, sah ich einmal einen solchen Auferstandenen, der einen Zettel in seine Tsambaschale gelegt hatte, um mitzuteilen, daß er wieder das Tageslicht zu sehen wünsche. Wir erbrachen sein Grab, und er taumelte hinaus — ein grauenvoller Anblick! Einem Affen glich er eher als einem Menschen. Seine Kleider waren zerfallen, seine Beine glichen Stöcken, seine Arme auch, und seine Hände und Nägel waren wie Vogelklauen. Sein Haar war noch weißer als Schnee, und das ersehnte Tageslicht konnte er doch nicht schauen, denn die Jahre der Dunkelheit hatten seine Augen geschwächt, und er wurde blind. Vierundzwanzig Stunden darauf starb er . . . Es ist also besser, daß dieser Lama gestorben ist. Jetzt wird ihm die Lamaserie einen wunderbaren Grabhügel bauen, und wenn er nach sieben Jahren auf die Bitte der Dame herausgekommen wäre — denke nur, mein Freund — was hätten wir mit ihm gemacht?"

„Ich weiß nicht!" gab Shervington zu. „Du wirst wohl recht haben, Nima."

„Nun müssen wir der Dame die Nachricht schonend beibringen. Und dann, mein Freund — —" seine Stimme erhob sich triumphierend: „werden wir dem Arraktrinker und jenem Teufel, der eben hier sein Gift gespuckt hat, das Gesetz der Berge beibringen. Komm, mein Freund."

Sie gingen nach der Terrasse zurück und von dort nach dem Eingang zur Lamaserie. Als sie auf Shervingtons Zelt zugingen, warf Nick einen Blick nach Janets Zelt, in dem er sie nichts ahnend, noch schlafend wähnte. Aber das Herz stand ihm still bei dem Anblick, der sich ihm bot. Vor dem Zelt lag ein Frauengewand aus Yakfell, und die Zeltklappen standen weit offen. Er stürzte hinein, das Schlimmste befürchtend.

„Janet!" rief er verzweifelt. „Janet!"

Es erfolgte keine Antwort. Er tastete nach Streichhölzern, zündete eins an und sah sich um. Der Raum war in großer Unordnung, als hätte ein Kampf stattgefunden. Dann hörte er Nimas Stimme hinter sich:

„So! Die Dame ist fort! Jener Mann ist hierher geflohen. Komm, mein Freund, wir wollen die Yaks holen und diesem Teufel nachjagen. Es ist noch weit bis nach den Blumenbooten.“

Achtzehntes Kapitel.

Husky Craydons Ende.

Als Janet sich allein in dem schwarzen für sie errichteten Zelt befand, legte sie sich ohne die geringste Bangigkeit schlafen; denn sie wußte, daß Nick sein Zelt in ihrer unmittelbaren Nähe hatte. Obgleich sie von dem anstrengenden Tagesmarsch sehr müde war, konnte sie lange nicht schlafen. Der Gedanke, daß ihr Vater sich irgendwo in dem großen Gebäude, nur ein paar Schritte von ihr entfernt, befand, hielt sie wach, aber nach einer Weile verfiel sie in einen tiefen und traumlosen Schlaf.

Nach einiger Zeit wachte sie plötzlich auf und dachte schläfrig, wie kalt die Nacht sei. Sie war gerade im Begriff, sich das Yakfell höher heraufzuziehen, als sie durch die Zeltklappen einen Mondstrahl sah, der auf das Dach der Lamaseriegebäude fiel. Einen Augenblick starrte sie schlaftrunken darauf, aber dann fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf, der sie vollkommen wach machte. Als sie sich schlafen gelegt hatte, war der vom Mondlicht beschienene Schnee nicht sichtbar gewesen, denn sie hatte die Zeltklappen fest zugeschnürt. Und jetzt standen sie offen!

Als Janet begriff, was dieses bedeutete, erschrak sie, aber sie rührte sich nicht, sondern horchte nur gespannt. Zuerst hörte sie gar nichts, was ihr weitere Ursache zur Besorgnis gegeben hätte, dann aber meinte sie schwere und unregelmäßige Atemzüge zu vernehmen. Als sie noch einmal angestrengt lauschte, denn sie wollte nicht unnötig Alarm schlagen, legte sich etwas Weiches und Haariges auf ihr Gesicht. In derselben Sekunde fühlte sie, wie ein Paar Arme sie packten, von dem improvisierten Lager hoben und etwas um sie herumschlangen. Sie merkte gleich, daß es ein Strick war, und als er sich fester um ihre Arme legte, schlug sie wild um sich und versuchte zu schreien.

Aber die Hülle um ihren Kopf dämpfte ihre Schreie, und das lange Haar des Yakfelles, denn dem Geruch nach erriet sie, daß es ein Yakfell war, erstickte sie fast, und die Arme des Eindringlings umklammerten sie mit eisernem Griff. Das Seil wurde noch fester um ihre Arme gewickelt und dann um ihre Knöchel, so daß sie vollkommen hilflos war.

Immer wieder versuchte sie, um Hilfe zu schreien, aber es legte sich eine Hand über der Decke auf ihr Gesicht und packte sie auch an die Kehle. Kein Wort wurde dabei gesagt, aber das Zusammenschnüren ihrer Kehle war Drohung genug, und sie wußte, daß, wer der Mann auch sei, er erbarmungslos sein würde, wenn es die Umstände erheischten. Einen Augenblick später wurde sie wie ein Sack über die Schulter des Mannes geworfen und aus dem Zelt und — soviel sie beurteilen konnte — über den Hof getragen. Bald darauf wurde sie in den Schnee geworfen, aber als sie verzweifelte Anstrengungen machte, sich zu befreien, erhielt sie einen so kräftigen Fußtritt, daß sie es für ratsamer hielt, sich ruhig zu verhalten. Nach einigen Minuten wurde sie aufgehoben und auf den Rücken irgendeines Tieres geworfen und dort festgebunden. Es dauerte nicht lange, und sie fühlte, wie das Tier vorwärtszuschreiten begann.

Hilflos und halb erstickt, glaubte sie jeden Augenblick die Sinne zu verlieren. Die Gewißheit, daß sie von der Lamaserie fortgeschleppt wurde, brachte sie fast zur Verzweiflung. Sie sagte sich, daß derjenige, der sie gefangengenommen hatte, es nie gewagt haben würde, wenn er nicht Shervington unschädlich gemacht hätte. Da sie nichts von Stards Ankunft in der Lamaserie wußte, dachte sie, daß es ihr Vetter sei, der sie überfallen hatte. Wieder versuchte sie, sich von ihren Fesseln zu befreien und um Hilfe zu schreien, aber nun erhielt sie einen solchen Schlag auf den Kopf, daß sie halb bewußtlos wurde.

Später, als sie wieder denken konnte, wurde ihr klar, daß das Tier, auf dem sie festgebunden war, einen sehr steilen und holprigen Weg herunterging. Mehrere Male rutschte es aus und einmal fiel es sogar hin, anscheinend in einen Schneehaufen. Sie hörte dann, wie der Mann, der sie gefangengenommen hatte, etwas auf tibetanisch sagte, und daraus ersah sie, daß es doch nicht ihr Vetter war. Das Tier stand wieder mühsam auf und setzte die Reise fort. Sie lag auf dem Gesicht auf seinem Rücken und hatte den Kopf noch immer in dem Yakfell eingehüllt; dieses und die schaukelnde Bewegung verursachten ihr bald ein Gefühl starker Übelkeit, so daß sie keine zusammenhängenden Gedanken mehr fassen konnte und in einen halb betäubten Zustand verfiel, in dem sie nur das Hin- und Hertaumeln des Tieres fühlte.

Während eines Teiles der Reise mußte sie die Besinnung vollkommen verloren haben. Als sie wieder bei Bewußtsein war, lag sie nicht mehr auf dem Tier, sondern im Schnee, und jemand hatte das Yakfell von ihrem Kopf genommen. Es schien ungefähr eine Stunde nach Tagesanbruch zu sein, denn es war schon ganz hell. Der scharfe Geruch von einem Yakdungfeuer füllte die Luft. Nicht weit von ihr hörte sie Stimmen, die Tibetanisch sprachen. Sie war noch an Armen und Füßen gefesselt, aber sie konnte den Kopf wenden, und sie tat es, um zu sehen, wem sie in die Hände gefallen war.

Der erste, den sie erblickte, was Husky Craydon. Er saß auf einem Yaksattel vor dem kleinen Feuer und sah recht jämmerlich aus. Eine Sekunde später trat ein anderer Mann in ihren Gesichtskreis. Dieser trug ein rotes Lamagewand, und als er sich ihr zuwandte und ihr in die Augen blickte, erkannte sie in ihm Doktor Stard. Das Herz schien ihr eine Sekunde stillzustehen. Dieser also war der nächtliche Eindringling und Räuber, und als sie dachte, was wohl mit Nick Shervington geschehen sein mochte, stieß sie einen leisen Schrei der Verzweiflung aus.

Bei diesem Laut schritt Doktor Stard auf sie zu. Er sah lächelnd auf sie herab, aber es lag etwas Unheilvolles in seinen dunklen Augen.

„Guten Morgen, Fräulein Craydon“, sagte er mit geheuchelter Freundlichkeit. „Ich fürchte, Sie haben eine etwas anstrengende Reise gehabt, aber der Tee wird gleich fertig sein, und in einigen Minuten werden Sie sich erfrischen können. Inzwischen könnte man Ihnen wohl erlauben, die Glieder etwas zu strecken.“

Mit diesen Worten bückte er sich, und mit einer Sorglosigkeit, die Janet verriet, wie sicher er sei, daß sie ihm nicht entkommen könne, löste er ihre Fesseln und reichte ihr dann die Hand, um ihr beim Aufstehen behilflich zu sein. Mit einem verächtlichen Blick ignorierte sie jedoch die dargebotene Hand, setzte sich auf und sah sich um. Viel konnte sie jedoch nicht sehen. Etwas von ihr entfernt waren zwei Tibetaner beschäftigt, einen Yak zu beladen, während zwei andere Yaks, die bereits beladen waren, im Schnee nach Moos umherschnupperten. Nicht weit von ihnen stand ein Maulesel, der das Futter fraß, das man ihm auf einen kleinen Schneehaufen geworfen hatte. Daneben waren fünf Gewehre in einem Kreis aufgestellt.

Das Lager selbst war anscheinend in einer tiefen Bergeskluft aufgeschlagen worden, denn auf beiden Seiten waren die Felsen so steil, daß der Schnee nicht liegen konnte, und schwarz und drohend hoben sie sich von den schneebedeckten Bergen daneben ab. Die Lamaserie war nirgends sichtbar, und selbst der hohe, kirchturmähnliche Berg mit seiner eisbedeckten Spitze war nicht zu sehen

Dieser Umstand gab ihr zu denken. Sie hatte zwar keine Ahnung, wo sie sich befand, aber sie wußte, daß sie nicht auf dem Wege waren, den sie am gestrigen Tag zurückgelegt hatten; denn da hatten sie die eisbedeckte Bergspitze hinter der Lamaserie die ganze Zeit vor Augen gehabt. Sie sah ihren Vetter wieder an, und nachdem sie sich mühsam erhoben hatte, ging sie auf ihn zu. Craydon wurde rot und verlegen, als er ihre Absicht merkte.

„Was hast du mit dieser Angelegenheit zu tun gehabt, Husky Craydon?“ fragte sie ihn schroff.

„Nichts!“ antwortete er kurz und fügte mit einer Geste, die auf Stard deutete, hinzu: „Dort steht der Mann, den du fragen mußt.“

Sie erinnerte sich, was Shervington ihr von seinen Vermutungen erzählt hatte und antwortete hart: „Den Mann also, dem du mich und meinen Vater verraten hast?“

Craydon wurde wieder dunkelrot und schwieg.

„Er war es also, der mich diese Nacht fortschleppte?“ fragte sie, und als er zustimmend nickte, fuhr sie fort: „Was hat er mit mir vor?“

„Wie soll ich das wissen?“ entgegnete ihr Vetter ausweichend. Aus seiner Stimme klang deutlich sein Unbehagen heraus.

„Ach, das wirst du sehr gut wissen,“ erwiderte sie mit schneidender Schärfe.

Sie hatte recht. Er wußte es. Doktor Stard war ebenso offen mit ihm gewesen wie mit dem weißen Lama, dem freiwillig Eingekerkerten, und diese Enthüllungen beunruhigten Husky doch etwas. Als er merkte, daß Stard mit den Yaktreibern einige hundert Schritte entfernt sprach und außer Hörweite war, sagte er mit heiserer, gequälter Stimme:

„Hör mal, Janet, du bist höllisch in der Klemme. Du weißt nicht, was der Mann mit dir vor hat, und ich wage es gar nicht, es dir zu sagen. Es ist zu schrecklich. Aber wenn du versprichst, meine Frau zu werden, werde ich dich vor ihm retten.“

„Auf mein bloßes Versprechen hin?“ fragte sie, als wenn sie seinen Vorschlag überlegte.

„Ja, denn ich weiß, daß du dein Wort hältst, wenn du es einmal gegeben hast“, antwortete er überzeugt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Werk.

Skizze von **Eitel Kaper.**

Sterne, tiefrote, verglühende Nachtsterne funkeln über der Walstatt des großen Krieges. Die Erde ächzt noch unter ihren schweren Opfern. Die Tagesarbeit auf der riesigen Seeschiffswerft von Adam Vogel steht unter einem Alp, die Menschen sind wie Verbannte: sie warten auf ein plötzliches Glück und sehen doch alle Hoffnung zuschanden werden. Die Helligen, die Docks und Krane schweigen. Die letzten Werkstore sind geschlossen. Die leeren Riesenwerkstätten raunen, und das Brackwasser vom Hafen weint wie ein Kind.

Aus dem „jungen Greis" mit den tiefbraunen Seemannswangen und dem immer fröhlichen Blinzeln ist ein gelber, verbrauchter, betrogener Mensch geworden. Mit gefalteten Händen und verwehtem weißem Haar steht Adam Vogel unter den Bildern seiner Atlantikriesen, seiner Mittelmeerfahrer, seiner Indiendampfer. Verständnislos sieht er auf die Geschäftskarte, die den Stand des Vogelschen Unternehmens von 1914 wiedergibt: eine Welt von Faktoreien, Filialen, Schiffslinien. Ein befriedigter Lebensabend für einen Menschen, der vom Kommis der Firma Barkmann & Co. zum Schiffs- und Werftherrn und Gebieter von vielen tausend Menschen aufgestiegen ist. Irgendwo muß doch einmal ein kettenzerreißender Sturm erwachen, der den Spuk wegfegt, den Spuk vom Niedergang Deutschlands. Aber es kommt nichts. Die Nacht ist unerträglich und ohne Hoffnung. Vor den Augen des Greises verschwimmt alles . . .

Dann spricht eine Stimme hinter dem Manne: „Die Herren sind beisammen, Vater. Ich denke, wir beginnen!" Jawohl, jetzt geht es ans Beerdigen. Man wird ihm haarscharf beweisen, kaufmännisch und technisch, daß nun das Ende seines Werkes gekommen ist. So ein Krieg ist kein Theaterspiel, er fordert Opfer. Noch schlimmer aber ist solch ein Frieden, den man sich Tag für Tag mit Blutgeld erkaufen muß und den man doch nötig hat, wenn der Name Deutschlands nicht ganz vom Erdboden verschwinden soll. Adam Vogels Schiffe sind fort. Stück für Stück hat er sie wie seine Kinder groß werden und Glück bringen sehen. Seine Reedereiflagge ist ein Hohn, ein schlechter Witz. Wer sollte sie tragen außer den kleinen Werftschleppern? Die Auslandskonkurrenz hat ihm seine Pflanzungen und Filialen genommen. In den vier, fünf Jahren sind überall neue Glückssucher aus aller Herren Ländern eingezogen.

Die Direktoren stehen vor ihm. Sie sind seit Jahrzehnten seine Stabsoffiziere: Basil, der kaufmännische Leiter, spricht von den übermächtigen Geldmitteln auf der anderen Seite. Ein Auflehnen erscheint zwecklos. Ist nicht schon Fonteray, der Agent von jenseits des Atlantik, dagewesen? Fonteray fackelt nicht, er bietet. Die Vogelwerft soll verkauft werden. In der Erinnerung Adam Vogels taucht vor ihm die Stunde auf, da er als Vierundzwanzigjähriger an seinem kleinen Schreibtisch begann. Basil weist auf die verlorenen Besitzungen und Auslandsbeziehungen hin: „Herr Vogel, seit zwanzig Jahren habe ich die Ehre, den kaufmännischen Betrieb zu leiten, aber ich halte einen neuen Anfang für zwecklos." Möhl, der Techniker, bringt andere Gründe vor, aber sein Schluß ist der gleiche: „Es ist eben Deutschlands Schicksal! Vierundvierzig Friedensjahre Arbeit, und mit einem Federstrich wird das alles zerschlagen." Um Adam Vogel dreht sich alles.

. . . Die Unglücksnachrichten kommen zusammen. Die Verbindlichkeiten sind außerordentlich groß. Auch in den Werkstätten, im Bereich der Krane weiß man es sehr bald.

Es ist, als hätte das Elend alle Kraft gehemmt. Die Nachrichten bekommen feste Form: Das Werk soll verkauft werden. Man will die Maschinen verwerten, die Werkstätten ausräumen. Wann jemals wieder ein Betrieb hier entsteht, weiß niemand. Aber da ist einer unter den Arbeitern, mit einem Helgoländer Backenbart, Tauchermeister Borrmann, der nun auch bald siebzig Jahre zählt. Der packt die Arbeiter an und rüttelt sie auf aus der Lähmung: „Es geht um das Werk." Der ruhige, alte Seebär hat ein Feuer in seiner Rede, vor dem sie alle schweigen. Aber man kann an nichts mehr glauben. Immer wieder schürt er, und als er trotz allem die Leute nicht mehr packen kann, da bringt er sie zum Schweigen. Einen Augenblick sollen sie still sein. Ganz leise gluckst das Wasser — das im Kriege einsam gewordene Geläut von St. Nikolai verkündet den Sonntag. Sie verstehn alle, wozu ihm diese Glockenpredigt helfen soll. Innerlich hängen sie ja alle an dem Werk, sie wissen nicht, wie ohne das und ohne Arbeit das Leben werden soll. Aus des Tauchermeisters Augen kommt die Antwort: „Ich gehe selbst hinauf zum Alten!" Und wie die jungen Taucher in der ganzen Umgegend sich bei der Lehre nur der Aufsicht des Greises anvertrauen, so baut diesmal die ganze Belegschaft auf ihn. „Ich gehe selbst . . ." Es ist wie ein stilles Ringen.

Als Borrmann mit seinen ungelenken Seebeinen mühsam die Treppe hinauf steigt, kommt ihm in den Sinn, wie geheimnisvoll doch alles ist, wie sie alle an diesen Häusern, Maschinen und Schiffen hängen und wie jeder sich auch oem Dampfer in Borneo und Bahia Blanca befreundet fühlt. „Unser Schipp."

Basil selbst meldet ihn bei Adam Vogel. Die Augen ruhen voll Erstaunen auf dem seltsamen, rauhen Seemann. Dann schließt sich die Doppeltür. Die Menschen warten. Das Werk horcht auf.

Müde, wie vor einem letzten Schlafengehen, ein wenig eintönig wiederholt Adam Vogel dem Mann vor ihm die Gründe für das Ende. Warum das alles noch einmal aufrühren? Aber Borrmann hat ja recht, auch die Arbeiter haben einen Anteil an der Sorge. So sollen sie die Dinge erfahren wie ein Teilhaber. „Wir stehen viel schlechter da als manche andere Reederei. Wir haben ja immer auf das Wachsen des deutschen Kolonialgebietes gebaut. Wo wir einmal Faktoreien besaßen, da besteht jetzt ein strenges Einreise- und Handelsverbot für Deutsche. Wir würden zu teuer fahren, denn jedem unserer Schiffe würde der Gegner zehn gestohlene gegenüber stellen können." Nun ist es ganz still. Dann hebt Borrmann den Kopf. Wie in Gedanken fängt er an: „Das würde ich auch sagen, wenn es sich um die Andern handelte. Aber weil wir Deutsche sind, müssen wir es doch wagen. Und jetzt gerade!" Der Werftherr ringt mit dem Taucher. Wort kämpft gegen Wort. Aber dann ist es Adam Vogel, als zöge auch durch ihn ein frischer Strom von Zuversicht. Bieten nicht die kleinen Leute wie Borrmann alle ihre Hilfe an? „Und jetzt gerade!" Da liegt der Sinn. Am Abend kommen verstohlen ein paar Leute mit Basil und Borrmann. Sie wollen Hypotheken auf ihre Häuschen aufnehmen, um dem Werke Geld zu geben. Vogel steht neben seinem Sohne; es wird ihm schwer zu sprechen: „Junge, solche Freunde und Mitarbeiter wünsche ich dir."

Die Notzeit nimmt kein Ende. Immer wieder krallt sie sich an das Werk, zaust und hackt an ihm herum. Aber es ist doch wieder ein grimmiger Schwung in den Hallen. Platten werden zugerichtet. Niethämmer prasseln. Unter den vier Neubauten befindet sich auch der erste Neubau der Reederei Adam Vogel. Die kleine Stadt wird von den Kämpfen der Nachkriegsjahre ziemlich verschont. Bis in die Nächte wird gezeichnet, gerechnet. Der nächste Tag füllt die Leerspanten aus. So geht es durch den bitteren, traurigen Winter. Stapellauftag. Da wehen zum ersten Mal wieder Girlanden und Fahnen im Seewind. Schwarze Bretter verkünden, daß Adame Vogel am Geburtstag seines ersten Nachkriegsdampfers seinen Arbeitern eine Schule stiftet, in der die aufstrebenden Jungen gefördert werden sollen. Nun weiß es auch der Letzte, daß, um aus der Not, aus der Zeit des Hungerns und der Knechtung herauszukommen, das Höchste verlangt wird. Das ist die richtige Stimmung für die Taufe des aufragenden Schiffes. Adam Vogel betritt die Kanzel und mit ihm Borrmann. Es wird an den Klötzen gearbeitet. Das Schiff steht frei. Nur mühsam kann Vogel die wenigen Worte für das finden, was er hier seinen Mitarbeitern sagen möchte. Er spricht davon, wie einmal Werk und Reederei zu einem mächtigen großen Hause geworden sind, in dem viele tausend Menschen gewohnt hätten. Dann sei die Zeit der Prüfung gekommen. Drohte nicht alles zusammenzubrechen? Durch die Mitarbeit der Werkleute aber, der Glieder des alten Baues, sei auch der neue entstanden, vielleicht noch klein und unvollkommen, aber fest und sicher. Es geht ein Raunen durch die Arbeiter, ein Schauer vor der Bedeutung des Augenblickes. Da nimmt Borrmann die Flasche: „Jungs! Dieses Schiff soll einen Namen haben, der uns allen ein Schwur sein soll. Das Werk kann nicht ohne Vaterland leben und das Vaterland bestände nicht, wenn es nicht überall gute, getreue Werkleute hätte. Ich taufe dich „Vaterland".

Das Schiff rauscht in sein Element. Die Glocken von Sankt Nikolai läuten dem jüngsten deutschen Schiff . . .

Gedanken.

Von **Julius Loeb.**

Zuviel Kurzweil schafft Langeweile.

*

Sagt man den Frauen Widerspruchsgeist nach, weil sie immer widersprechen oder weil sie immer wieder sprechen?

*

Zur Erkenntnis der eigenen Dummheit gehört immer eine gewisse Dosis Weisheit.

*

Das Glück kann man wohl beim Schopfe fassen, aber nicht an den Haaren herbeiziehen.

Das Ruhekissen . . .

Wenn das Schiff an der schwedischen Küste anlegte, pflegten sich immer junge Damen an Bord einzufinden, Mädchenschule mit ihren „tysken grammatiken“, die sich von den jungen Herren gern etwas im deutschen Aufsatz helfen ließen; schlanke, blonde Schwedinnen kamen an Bord, alle wollten das deutsche Schiff sehen und die winzigen Kabinen, in denen die jungen Segler wohnten. Alles fanden sie reizend, sie waren sehr zutraulich, und es wurde nachmittags etwas getanzt.

„Das sind Tyske“, sagten sie, wenn unter den Südwestern die geschorenen Köpfe zum Vorschein kamen. Das wußten sie schon. „Wie ette dat?“, fragten sie fortwährend (was heißt das?). Oder „Takksmyke“ (vielen Dank). Das Wort „Jag alska det“ (ich liebe dich), das die jungen Herren in ihren Büchern gelernt hatten, konnte man leider nicht immer anwenden . . .

Eines Abends gab es ein Fest an Bord. Ein Balalaikaorchester aus echten Russen in Russenkitteln spielte — sie waren alle aus Berlin. Man tanzte und spielte. Als es elf Uhr schlug, brachen die jungen Damen auf. Die Segler suchten sie zum Bleiben zu bewegen.

„O nein“, sagte eine hübsche, blonde, schlanke Schwedin. „Sonst haben wir kein gutes Ruhekissen . . .“ „Wie meinen . . .?“ Und es klärte sich auf. In den „tysken grammatiken“ stand nämlich geschrieben: „Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen — —“

Es war nur eine kleine Verwechselung . . .

Lisbet Dill.

Die alte Uhr.

Von Walter Hammer-Webs.

Auf meinem alten Schubladenkasten thront die alte Uhr. Ein greises Mütterchen freut es nicht mehr, helle Kleider mit bunten Bändern und farbigen Schleifen anzulegen, und so hat auch meine Uhr das Aussehen einer vornehmen altmodischen Dame. Nichts Schreiendes, nichts Überladenes — nur ein einfaches, tiefschwarzes Gehäuse ohne Zierat ist ihr Kleid das hochgeschlossen, nicht mehr sehen läßt als ein noch immer rundes, gütiges Antlitz, das Zifferblatt.

Dieses strahlt freilich nicht mehr in jugendlicher Frische, denn die zierlichen, einst glänzend schwarzen Ziffern sind verblaßt und abgebröckelt und zeigen nur noch schwache Spuren früherer Schönheit. Als vor Jahren — ich zählte damals siebzehn Lenze — die Uhr in meinen Besitz kam, hatte ich noch sehr wenig Verständnis für antike Schönheit; ich liebte nur das Neue, frisch Lackierte. Dieser Neigung folgend, wendete ich eines Tages viel Eifer, Zeit und echte chinesische Tusche auf, um das Zifferblatt aufzufrischen. Mein Werk gelang auch vortrefflich, und die alte Dame sah in dieser Schminke mindestens um hundert Jahre jünger aus. Allein nach kurzer Zeit hatte sie ihr altes Aussehen wieder: die Tusche war abgesplittert. Gleichsam, als wollte sie die erborgte künstliche Jugend nicht leiden; als fände sie nichts Schreckliches, sondern etwas Naturnotwendiges und Selbstverständliches darin, daß der Leib altert. Als käme es nicht auf das Gesicht allein an, vielmehr auf die Schaffensfreude und Arbeitslust die den Geist beseelen und beflügeln und die, sicherer als die beste Schminke, ewige Jugend verleihen.

Und fürwahr! Wie ein junges Ding trippelt sie mit feinen raschen Schritten durch die Zeit, unverdrossen Stunde um Stunde, Tag um Tag, Jahr um Jahr. Sie kennt weder Ruhe noch Rast, und verlangt nichts weiter als ab und zu einen Tropfen Öl auf die alten, müden Gelenke, wenn sie nimmer weiter können. Dann geht's wieder . . .

Wie wenig weiß ich eigentlich aus ihrem Leben: nicht mehr, als daß sie früher in einem alten Bürgerhause stand, durch Schenkung und Erbschaft in mein Elternhaus und schließlich in dieses Stübchen kam, nachdem ich jenes verloren hatte.

Wie wenig weiß ich eigentlich aus ihrem Leben: nicht mehr, als daß sie früher in einem alten Bürgerhause stand, durch Schenkung und Erbschaft in mein Elternhaus und schließlich in dieses Stübchen kam, nachdem ich jenes verloren hatte.

Doch wenn ich dir lausche, du alte Uhr, dann ist es mir, als fände ich das Verlorene wieder; als würde ich wieder ein Kindlein mit einem guten, schuldlosen Herzen, eines von denen deren Glück kein Dichter, kein Denker und keiner der berühmtesten Kinderpsychologen in so schlichte und doch so große Worte kleiden konnte wie der arme Zimmermannssohn aus Bethlehem, als er sprach: „Ihrer ist das Himmelreich!“ — Wenn ich wieder so zum Kinde werde, wenn alle Unrast in mir schweigt, wenn keine unerfüllbare Sehnsucht mich quält, dann glaube ich es wieder, daß auch Dinge sprechen können, daß auch du sprechen kannst du liebe, alte Uhr, denn ich verstehe deine Sprache: dein leises, nachzitterndes Ticken, scheinbar so gleichförmig und doch jedesmal anderstönig, anders als jede der flüchtigen Sekunden, als jeder meiner jagenden Gedanken.

Ich verstehe, was dein Räderwerk leise schnurrt und was deine Spiralfedern klingen, wenn die beiden krummstieligen Hämmerchen sie leise erzittern machen. Wenn die eine mit Silberstimme die rasch entschwindenden Viertelstunden kündet und die andere mit Glockentiefe eine Stunde summt, die niemals wiederkehrt!

„Mach's so wie ich,“
schnurrt sie zu mir.
„Laß', was um dich,
und bleib' in dir!
Ob grau die Welt,
ob sie voll Licht,
ob sie dir hält,
was sie verspricht;
ob sie dich trügt,
ob sie dir treu —
wie's sich dann fügt,
ist einerlei!“

Bunte Chronik



* **Feuerlöschen mit Kohlensäureschnee.** In der amerikanischen Industrie wird neuerdings feste Kohlensäure in Form von Kohlensäure-Eis schon vielfach zur Konservierung von Nahrungsmitteln verwendet. Kürzlich haben jedoch Versuche gezeigt, daß sich feste Kohlensäure auch als Löschmittel bei Bränden anwenden läßt. Zu diesem Zweck wird die Kohlensäure durch starken Druck zur Verflüssigung gebracht, worauf man sie aus den Zylindern, in die sie eingefüllt war, ausströmen läßt, was zur Folge hat, daß sie sich in Kohlensäureschnee verwandelt. Die Wiederverwandlung der festen Kohlensäure in gasförmige zieht nun solche Wärmemengen aus der Luft an sich, daß die Umgebung einfriert und auf diese Weise die Flammen am Weiterbrennen verhindert werden.

*

* **Helden der modernen Jugend.** In einer Schule im Staate New-Jersey wurde 700 Schülern vom Rektor die Frage nach ihren Helden vorgelegt. Es ergab sich das keineswegs überraschende Ergebnis, daß Lindbergh mit 363 Stimmen an der Spitze stand. Ihm folgte Präsident Coolidge mit 110 Stimmen und Henry Ford mit 66. Der Rest verteilte sich auf Erfinder und Sportgrößen. Ihren eigenen Vater betrachten nur zwei Schüler als Heldengestalt.

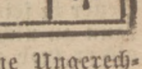
*

* **Um sechs Heringe willen.** Dieser Tage wurde in London ein Mann zu einem Monat „Hard labour“ (Gefängnis mit schwerer Arbeit) verurteilt wegen Hartherzigkeit und Mißhandlung. Er hatte nämlich, während seine Frau und seine sechs Kinder Hunger litten aus Mangel an Nahrungsmitteln, sechs Heringe mit nach Hause gebracht und diese vor den Augen seiner Frau und Kinder gegessen.

*

* **Umbau eines historischen Gefängnisses.** Das im Laufe der französischen Geschichte sehr häufig erwähnte Gefängnis Sankt Lazare, das aus dem 11. Jahrhundert stammt, wird nun umgebaut werden. Das Gefängnis war geradezu ein Herd für Krankheiten geworden, da es in keiner Beziehung auch nur den primitivsten hygienischen Anforderungen entsprach.

Lustige Rundschau



* **Entrüstung.** Schuljunge: „Solch eine Ungerechtigkeit! Der Lehrer diktiert: „Jeder Mensch macht Fehler“ — und wenn wir welche machen, haut er uns durch!“

* **Unvorsichtig.** Operettenkomponist: „Schrecklich war es, lieber Freund, schrecklich! Gleich im ersten Akt setzte das Pfeifen und Zischen ein; ich konnte es nicht mehr anhören und floh durch einen Notausgang.“ — „Aber wie konntest du nur so unvorsichtig sein und schon im ersten Akt eigene Musik bringen!“

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.